

BIOGRAPHIE: EIN SPIEL

Joop Admiraal spielt «Du bist meine Mutter» – Ein Gastspiel des Werkteaters Amsterdam an der Berliner Schaubühne

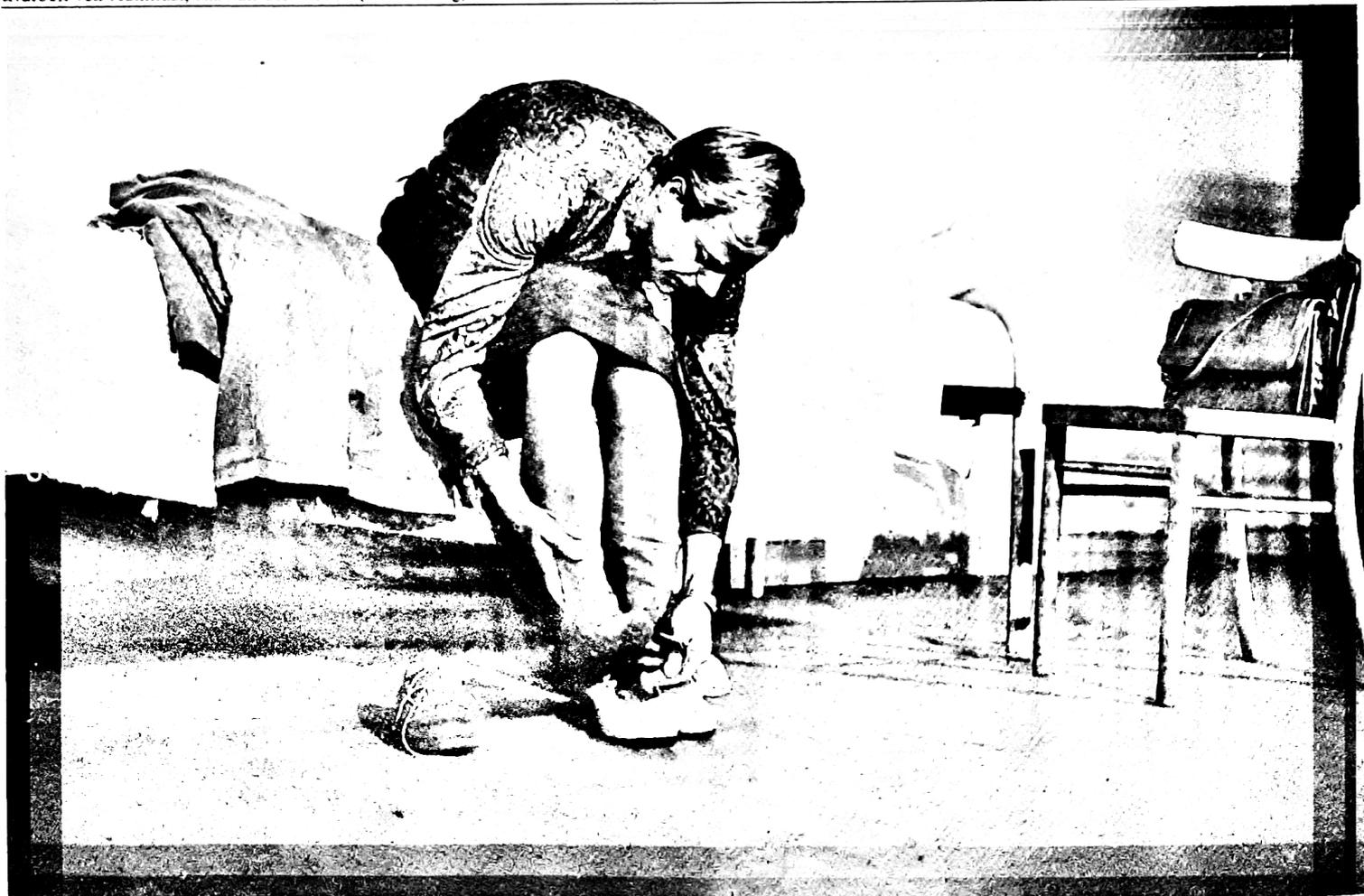
Der Zuschauerraum von Peter Steins «Neger»-Inszenierung: Sitzreihen wie im Amphitheater, steil ansteigend. Ein italienischer Schlager von Ornella Vanoni plärrt aus dem Lautsprecher. Im Halbrund unten ein Bett, ein Korbsessel, ein Tisch mit Blumen und Radio, dahinter ein schwarzer Vorhang. Das Licht wird gedimmt. Von links oben trippeln ein zwei Menschen rasch in die Schaubühnen-Apsis runter, mit Schwung auf der anderen Seite wieder hoch: Vorstellungsbeginn? Verspätete Zuschauer. Zwischen den Vorhangfalten ein Hund, lange Schlappohren, eine Promenadenmischung mit Basset-Einschlag. Träge und zutraulich schaukelt er auf die untere Sitzreihe zu, beschnüffelt die Zuschauer, streckt alle Viere von sich. Aus

dem Radio Nachrichten von 1981: Sadat ist tot, Präsident Mubarak versichert Israels Premier Begin, am Friedensprozeß werden sich nichts ändern – man versteht das, obwohl es Niederländisch ist.

Wenig später kommt ein Mann aus dem Vorhang hervor, blond, beige gekleidet, geht zum schläfrigen Hund und bringt ihn, begütigend flüstern, zum Körbchen unterm Tisch. Dann setzt er sich, lässig, rührt in seiner Kaffeetasse, trinkt einen Schluck, zündet sich eine Zigarette an, dreht am Radio. Geräuschsalat. Der Mann bückt sich, streicht seine Strümpfe glatt, klopft die Fußsohlen akkurat ab und zieht sich Schuhe an, penibel eine Schleife bindend. Plötzlich steht er auf, läuft hinter den Vorhang, kommt mit ein

paar Zweigen und einer Zeitung zurück, strippt die getrockneten Blätter auf Papier, schüttet sie in ein Haarsieb, mörsert sie durch, wirft die Reste weg und saugt das pulverisierte Marihuana in eine Filterzigarettenhülse, dreht sie vorn zusammen, beutelt das Pulver gegen den Filter – und raucht. Würziger Geruch durchdringt den Raum, während der Mann bis tief in die Lungen inhaliert. Dann steht er wieder auf, zieht einen Schal und einen Anorak an, packt eine Topfpflanze in eine Plastiktüte, einige Kleinigkeiten in seine Umhängetasche, nimmt einen Strauß Schnittblumen (im Papier) aus der Vase, preßt das feuchte Seidenpapier unten aus, bückt sich zum Körbchen unterm Tisch: «Tschüs, mein Lieber. Ich muß weg. Ich bin bald wieder

Joop Admiraal verwandelt sich vom Sohn in die Mutter, auf ihrem Bett im Pflegeheim sitzend; Szene aus «Du bist meine Mutter» vom Werkteater Amsterdam, eine Kollektivarbeit von Admiraal, Ria van der Woude (Ausstattung) und Jan Ritsema («Inspiration») – Foto Maria van der Woude



da. Bis gleich.» Der Hund hebt nur leicht den Kopf – und schläft gleich wieder.

Alltägliches – an einem Sonntag. Der Mann geht vor den Requisiten hin und her und erzählt, daß er, wie jeden Sonntag, seine Mutter im Pflegeheim besuchen fährt. Er liebt die öffentlichen Verkehrsmittel, die ihn umständlich von Amsterdam nach Delft bringen, weil man, «ohne daß man nachzudenken braucht», von hier nach dort kommt. Er erzählt von seiner Kindheit, von Problemen. In seine Erzählung mischt sich, beiläufig, eine zweite Stimme – die seiner Mutter. Der Mann spricht seine Mutter. Irgendwann ist er in ihrem Zimmer angelangt. Er beugt sich übers (leere) Bett, spricht mit ihr: «Schläfst du noch? Weißt du nicht, daß heute Sonntag ist? Hattest du vergessen, daß ich komme?» Und aus seinem Mund, aus dem leeren Bett antwortet ihm mit quengeliger, gebrochener Greisinnenstimme die Mutter: «Joop, Joop, ich kann nicht mehr laufen, Joop.» Joop ist geduldig, er spricht sanft auf Sie ein, überredet sie – wie jeden Sonntag das Bett zu verlassen, um draußen einen kleinen Spaziergang zu machen. Er sitzt auf dem Bett, zieht seine Mutter aus und dann wieder an, warme Sachen, damit sie nicht friert. Die kann sich nicht entscheiden, ob Mantel oder Strickjacke, er läuft hin und her, um ihrem jeweiligen Wunsch nachzukommen; sie sprechen währenddessen, Belangloses meist, aber auch darüber, daß sie oft keine Lust mehr hat zu leben, daß er ihr Tabletten besorgen solle, damit sie sich, wie «Tante Siena», selbst töten kann.

Joop Admiraal verwandelt sich in seine Mutter. Als er/sie fertig angezogen ist, steht da eine alte Frau, zitterig, tuperig, unsicher auf den Beinen, mit faltigem Gesicht, unruhig flackernden Augen, mümmelndem Mund. Der Sohn, Joop, spricht jetzt aus dem Mund seiner Mutter.

Sie gehen in den Garten, vorbei am Besuchszimmer, wo sie andere Pflege«fälle» und deren Besuch begrüßen: «Das ist Joop, das ist mein Sohn, Joop. Oder kennen sie dich schon?» «Ja, Mutter, sie kennen mich schon.» Sie vergißt alles. Und bedauert die anderen Alten, weil die alles vergessen. So können Mutter und Sohn jeden Sonntag wie neu übers Selbe reden: Erinnerungen, Nachfragen, Ängste. Wenn sie sich nichts mehr zu sagen haben, bietet er ihr Kakao oder Pudding an – und sie ist, wie immer, überrascht, daß er sowas bei sich hat für sie. Ein Ritual ohne Hoffnung. Ohne Ende. In die Banalitäten wie Blitze einschlagend: Fragen, Lebensfragmente. «Dein Vater war so ein stürmi-

scher Mann. Er wollte immer. Und ich konnte es nicht. Ich konnte es nicht . . . ich konnte es nicht . . . Ich war ganz wund!» Und die alte Frau weint, ihr zitternder Körper löst sich auf, fällt auseinander. Der Sohn, den man nicht sieht, kommt zu ihr, umarmt sie, hält sie. Unausweichliche Nähe. Der Mann, der Sohn geht in der Mutter auf. Sie fragt: «Ich möchte dich was fragen. Ganz ehrlich. Aber dann mußt du mir auch ehrlich antworten.» «Ja» «Wärst du lieber ein Mädchen geworden?» «Ja» «Und du bist aus mir geboren!» «Aber Mutter, ich bin glücklich.» Er ist nicht glücklich, ist seiner Mutter ausgeliefert, seiner Hilfsbereitschaft, ihrer Lebenskraft (trotz aller Schwäche).

Joop Admiraal spielt ohne Distanz. Man sieht: eine alte Frau. Komisch ist nicht ihre Unbeholfenheit, sondern die andauernde Wiederholung des Ewig-Gleichen. Und in den Erinnerungen, von denen Joops Sonntagsbesuche leben, erkennt jeder, der dem zuschaut, Bruchstücke seiner eigenen Biographie. Admiraal stellt am Einzelfall das Allgemeine heraus: Haß-Liebe zwischen Müttern und Kindern. Man wird hin- und-her-geworfen zwischen Komik und Melancholie: Vom Sterben ist genauso leichthin die Rede wie von Pudding, Kinderkrankheiten und Alltagsorgen. Admiraal spielt ohne Distanz – und zeigt doch immer, daß er spielt: wenn er, rasch zum Sohn geworden zw-



schendrin, über einen Zaun hüpfte, um seiner Mutter eine Kastanie zu suchen; wenn er sagt, daß er als Schauspieler am Amsterdamer Werkteater arbeitet – und seine Mutter ins Schwärmen gerät über die Zeit, als er noch an der Niederländischen Komödie spielte . . . Brechungen trotz aller Symbiose. Also wird nie peinlich, was eine Pein ist: das Vorführen der Zerfalls; also wirkt nie «komisch», was komisch ist: ein Mann als Frau.

Wie kann das ein Ende finden? Im Tod der Mutter? Zu einfach. Aber es gibt nichts von draußen Kommendes, das ein Anlaß zum Ende sein könnte, denn Admiraal spielt ja alles: Sohn und Mutter, die Räume, vorbeiehende Spaziergänger, den Gartenzaun, Sonne, Schatten, Wärme, Kälte . . . Er macht es so: Nachdem er seine Mutter in ihr Zimmer zurückgebracht hat, nach einem traurigen Abschied bis zum nächsten Sonntag – zieht sich die Mutter allein aus, fällt hin, schreit, laut. Musik wird eingeleitet. Dunkel. Admiraal tritt vor, sagt, seine Mutter sei ins Krankenhaus gekommen, er sei zu ihr gerufen worden: «Den ganzen Weg dorthin, im Bus und im Zug, dachte ich, ich fahre zu meiner sterbenden Mutter. Ich dachte, vielleicht heut schon, oder in einer Woche, aber als ich dort ankam, stellte sich heraus, daß sie sich nur das Hüftbein gebrochen hatte. (. . .) Das war eine Enttäuschung.» Alles geht weiter. Admiraal legt sich ins Bett, Mutter wieder, greint, jammert. Kein Ausweg?

«Mutter, ich habe ein Stück über dich und mich gemacht. Es heißt: «Du bist meine Mutter». Und alles, was ich darin sage – denn ich spiele dich – hast du in Wirklichkeit auch gesagt. (. . .) Aber am Ende spiele ich eine Szene, da liegst du im Krankenhaus und sagst, daß du nicht mehr leben willst. Und dann gab es manchmal Menschen, die dachten, daß du dann auch wirklich gestorben bist. Aber so einfach ist es nicht. Du lebst noch.» Schluß.

Admiraals Stück hatte am 6. November 1981 am Amsterdamer Werkteater Premiere. Wie bei bisherigen Produktionen dieses Schauspielerkollektivs ist der Text selbst erarbeitet, entstanden im Probenprozeß. Er steht in einer Tradition von Stücken, die sich mit sogenannter Randgruppenthematik beschäftigen: Psychiatrie, Gefängnisinsassen, Krebskranke, Behinderte. Durch den persönlichen (auto-)biographischen Hintergrund, durch den Wechsel der Geschlechterrollen ist Admiraals Darstellung eine Gratwanderung, wie

sie so ehrlich, so ernsthaft und komisch zugleich selten zu sehen war. Seine außergewöhnliche schauspielerische Leistung verstärkte sich noch dadurch, daß er beim Gastspiel in der Schaubühne auf Deutsch sprach – wobei man, ein zusätzliches Kunststück, das Gefühl hatte, man könne plötzlich Niederländisch verstehen, weil

Admiraal (wohl in jeder beliebigen Sprache) immer sein Land, seine Gesellschaft herbeispielt, in denen «Tabuzonen» keine sind: ob nun Drogen, Homosexualität oder Euthanasie. Theater als Ort öffentlicher Diskussion über soziale Wirklichkeiten – so soll es aussehen.

Michael Merschmeier



Zweimal Joop Admiraal als seine Mutter – Fotos Maria von der Woude